

LINA VON GUNTEN

«Wie wird ein Ort zum Ort?»

Solche Sätze treiben Lina um. Voll Feuer erzählt sie von ihren Fragen und den Antworten, die sie mit ihrer Kunst sucht. Die gebürtige Berner Oberländerin ist in ihrem Element.



Sucht Antworten in der Kunst:
Lina von Gunten.

Bild: zVg

Ich heisse eigentlich Caroline. Lina kommt daher, dass mein Vater mir immer Lineli sagte. Als Künstlerin benutze ich den Namen Caroline von Gunten. Ich wurde 1979 geboren.

Ich wuchs in einem ziemlich kunstfernen Haushalt auf. Meine Mutter stammte aus einer Walliser Bergbauernfamilie und arbeitete an einem Kiosk. Vater war Rangiermeister und Geleisebauer. Es war nicht Desinteresse oder Ablehnung, dass die Kunst daheim kein Thema war. Es gab einfach keine Alltagsberührung damit. Anders als mit dem Kunsthandwerk, das ja gerade in den Tälern weit verbreitet ist.

Ich machte die Primarschule. Nach drei, vier «gap years» mit Praktika, in Familien und Kitas und kurz bevor meine Eltern verzweifelten, fing ich dann die Ausbildung zur Kleinkindererzieherin an.

Meine Eltern hatten sich scheiden lassen, als ich sechs war. Aus ihrer Ehe gab es mich und einen älteren Bruder. Mein Vater heiratete noch einmal, die Frau hatte bereits einen Sohn und eine Tochter. Beide sind für mich meine Geschwister. Und dann kam noch ein Bub. Wir waren also eine – damals eher ungewöhnlich – Patchworkfamilie.

Zusammen mit Simon (Quartierchopf 81), zog ich dann nach Thun. Er arbeitete dort im Service, ich machte die Lehre in einem Kin-

derheim, danach im Tscharnergut. Herausfordernd, vor allem, wenn man so jung ist. Erst viel später realisierte ich, dass Vater als jung vermutlich administrativ auf dem Tesenberg versorgt gewesen war, was für ihn sehr schlimm gewesen sein muss. Im Vergleich zu früher hatte sicher viel geändert, aber für Vater muss es auch schlimm gewesen sein, dass ich nun Heim-Mitarbeiterin war.

Aber Kleinkindererzieherin ist ein sehr schöner, wenn auch wahnsinnig unterschätzter Beruf, gerade, was die Bezahlung angeht. Es ist eine Frechheit.

In der Kita im Murifeld, wo ich dann arbeitete, merkte ich sehr schnell eine gewisse Enge. Eine Kollegin und ich entwarfen das Projekt der ersten bernischen Waldkindertagesstätte. Gerade für Kinder, die viel Bewegung brauchen und in Innenräumen oft schnell an den Anschlag kommen, war die Idee, die Natur Grenzen setzen zu lassen, spannend. Wir bildeten uns in «Natur- und Umweltpädagogik» weiter. Und schafften es, subventionierte Plätze zu erhalten.

Nach etwa fünf Jahren schlich sich bei mir eine Depression ein. Ich merkte, dass ich etwas verändern wollte. Immer schon hatte in meinem Kopf herumgespukt, dass ich etwas Kreatives, Gestaltendes machen möchte. Ich begann einen Vorkurs in

Zürich, der einerseits total fägte. Andererseits wertete der Professor meine Zeichenarbeiten oft ab.

Die wirkliche Kunststoffbarung kam dann im Studium. Ich erzählte einem guten Freund, ein Kunststudium würde mich am meisten interessieren, aber so ohne Matura ... Er schaute mich an: «Wenn du Kunst machen willst, so mach doch einfach Kunst!» Ein Schlüsselmoment! – Ich dachte: «Jetzt bewerbe ich mich an einer Kunstfachhochschule, sie haben die Möglichkeit, eine kleine Zahl Studierende ohne Gymer aufzunehmen.» Ich wurde im Wallis aufgenommen. Ich hatte ein wenig Schiss, ich konnte ja megaschlecht Französisch. Aber ich hatte super Mitstudierende, denen ich verbot,

mit mir Englisch zu reden. Es war extrem tough am Anfang, denn auch der ganze Theorieunterricht war auf Franz. Ich merkte mir Keywords und las im Zuge alles darüber auf Deutsch nach. So schlängelte ich mich durch. Ich kann jetzt gut nachvollziehen, wie es ist für Leute, wenn sie die Umgebungssprache nicht sprechen. Man muss keine Kunstschule gemacht haben, um Kunst machen zu können. Aber es hilft, anders zu schauen, zu denken und beim Entwickeln einer eigenen Autorinschaft. Nach dem Bachelor machte ich den Master in Basel. Ich kam dann in eine Krise und begann, mir Fragen zu stellen. Fleischmochenfragen: Was ist Kunst, was will sie, was soll sie und was muss sie? Muss sie überhaupt etwas? Und wie funktioniert der ganze Kunstzirkus eigentlich? In jener Zeit hatte ich sehr viele Ausstellungen, was super war, mich aber auch auslaugte. Und ich hatte immer wieder das Gefühl, man traue den Studenten mehr zu als uns Studentinnen. Als Abschluss des Bachelor hatte ich das Häuschen meiner Grossmutter in Originalgrösse gestrickt und musste mir die Frage stellen lassen: «Stricken, weil du eine Frau bist?» Ich fragte zurück: «Fragst du, weil ich eine Frau bin?» Dann machte ich eine Bett-

decke aus Holz. Auch da: «Als Frau schnitzen? Aussergewöhnlich!» – Ich fand das altbacken. Und simpel.

Nach dem Master brauchte ich so ein, zwei Jahre, um mich von dieser Denkkrise zu erholen. Das Zermürbende und gleichzeitig Phantastische an der Kunst ist, dass sie keinen Zweck im klassischen Sinn erfüllen muss. Und trotzdem extrem wichtig ist für die Gesellschaft. Zum Beispiel: Kunst ist nicht Design, aber ich kann mich künstlerisch mit der Designfrage auseinandersetzen. Oder Utopien: Wie wird ein Ort zum Ort? Dadurch, dass wir in ihm etwas erleben? Auch Übersetzungen interessieren mich sehr. Ich machte Landschaftsskizzen, die ich in aufblasbare Sofalandschaften verwandelte. Bei der Umsetzung ist es mir oft, als müsste ich ein Vögelchen im Kopf beschützen, weil ich nicht weiss, was mit ihm geschieht, wenn es rausgelassen wird.



Die meisten Kulturschaffenden gehen arbeiten, damit sie es sich leisten können, Kunst zu machen. Und wenn du dann noch Familie bekommst, wird es besonders schwierig. Als weibliche Künstlerin hörst du unglaubliche Sachen: «Jetzt ist es wohl vorbei mit der Kunst.» Oder du wirst gar nicht mehr an Ausstellungen eingeladen, dafür fehle ja jetzt sowieso die Zeit. Ich hörte nie, dass das einem Mann geschah. Und es gibt fast keine Auslands-/Atelier-Stipendien für Frauen mit Kindern. Das ist extrem lebensfremd. Da ist noch viel zu tun.

Ich war bis letzten Winter noch Assistentin an der Hochschule im Wallis. Auch mache ich immer alle möglichen Nebenjobs. Und ich engagiere mich für Projekte und die Galerie 3000 mit Simon. Die Coronazeit hat uns Kulturschaffende wahnsinnig getroffen. Alle meine Ausstellungen dieses Jahres wurden abgesagt. Ich hoffe sehr, dass Berlin nächstes Jahr zustande kommt.

«Um ein Kind zu erziehen, braucht es ein Dorf» – hier in der unteren Lorraine gibt es dieses Dorf. Für den zweijährigen Oskar und uns.

Ein Traum ... Eine bezahlbare Wohnung in der Lorraine. Damit wir hier bleiben können. Und: Vater starb im März. Er hatte einen Herzstillstand und war einfach weg. Das war sicher so, wie er hätte sterben wollen. Es berührt mich sehr, dass er, nachdem er ein Leben lang wirklich bügletet, in den letzten Jahre noch selbstbestimmt lebte und auf Reisen ging. Mit dem Töff durch China und Vietnam. Und zuletzt auf die Philippinen. Ich wünsche mir, dass ich in meinem Leben mehr Zeit habe als er, von der ich sagen kann: «Hier hat es wirklich gestimmt.»

Aufgezeichnet von Katrin Bärtschi

www.carolinevongunten.ch

+ 86 ebenso spannende
Quartier-Chöpf-Portraits
finden Sie auf www.afdn.ch